

Kann es so weitergehen?

Kürzlich begann ein Artikel in einer großen Schweizer Zeitung mit einem Satz, der wie eine Fanfare klang: „Es kann so nicht weitergehen.“ Die Schweiz ist für Uhren und Käse berühmt, aber nicht für Veränderungen. Ich hielt inne, nickte innerlich und äußerlich, dachte an die Mahnungen meiner Hausärztin (mehr Bewegung, Obst, Gemüse usw.), an den Fachkräftemangel, den Rechtsruck in unserer Gesellschaft, an Donald Trump. Kurz: Ich dachte an alles, was so nicht mehr weitergehen kann, nur nicht an die größte Sorge der Musikwelt, in der das Publikum zu alt ist und wegstirbt: „Das wissen alle in der Musikwelt. Und es wird auch nicht einfach immer so weitergehen“, schrieb die Zeitung mit drohendem Unterton.

Die ironische Lösung, die Bert Brecht nach dem Aufstand vom 17. Juni 1953 der Regierung der DDR vorschlug, sie solle, wenn das Volk mit ihr unzufrieden ist, einfach ein neues wählen, ist auch auf das Problem der Klassikszene nicht anwendbar. So sucht man immer wieder nach Wegen, wie man das Publikum, das man nicht einfach austauschen kann, bunter und jünger macht. Bunt und jung sind die Zauberworte.

Bunt gemischt war das Publikum selten. Bei Hofe gab es die Konzerte und Opern für den Adel, in den Vorstädten und auf Wanderbühnen die meist derberen Varianten. Meist blieb man unter sich. Eine seltene Ausnahme war Mozarts „Zauberflöte“ im Vorstadttheater „auf der Wieden“; da mischten sich vergnüglich Adel und Volk. Auch Wagners Traum eines idealen Publikums mit gesundem Menschenverstand und freiem Eintritt erfüllte sich nicht.

Zwar war das Publikum früher jünger, aber nur, weil die Lebenserwartung sehr viel niedriger war. Die Standes- und Bildungsunterschieden waren groß, aber nicht die Altersunterschiede. Erst im vorigen Jahrhundert begann man sich um die Entfremdung der Jugend von der klassischen Musik zu sorgen. In einer großen Umfrage 1932 „Jugend und Oper“, an der sich berühmte Theaterleute und Journalisten beteiligten, gab es viele, sehr unterschiedliche Ratschläge: mehr Hausmusik, Schultheater, aktuelle Stoffe, die besten Künstler, Kartenpreise wie im Kino. Der später berühmte Heinrich Strobel schrieb: Man könne die Jugend nur gewinnen, wenn man der Oper alles Museale abreiße, nur so könne sie mit der Anziehungskraft des Sports, Films und Hakenkreuz konkurrieren. Einig war man sich mit der Forderung nach billigen Eintrittspreisen. Das war 1932. Und heute?

Heute fordert die Kulturstatsministerin Claudia Roth für die Bayreuther Festspiele ein junges, gemischtes Publikum (Spiegelbild unserer Gesellschaft!), sagt aber nicht, wie das zu finanzieren sei. Großartig waren das Tanzprojekt „Rhythm is it“ der Berliner Philharmoniker mit 250 Jugendlichen aus Berliner Problemschulen, die nationale Bewegung „El Sistema“ in Venezuela oder „Yola“ in Los Angeles des Dirigenten Gustavo Dudamel. Auch Leonard Bernstein konnte Hemmschwellen abbauen, Klassik entstauben, Begeisterung wecken. Vielleicht gelingt das auch dem Dirigenten Paavo Järvi mit dem Projekt „Crush“ in Zürich und dem Festival „Takeover“ in Baden-Baden.

Als zum Abschluss dieses Festivals die „Compagnie Käfig“ mit ihren Breakdancern und Hip-Hop-Musik mehr als tausend alte wie junge Zuschauer, bunt gemischt und allesamt lebhaft neugierig, im Festspielhaus begeisterte (insgesamt waren es dreitausend in drei Vorstellungen), sagte meine Nachbarin: „Endlich ist das Festspielhaus in der Gegenwart angekommen.“

Viele Wege führen nach Rom. Die Alten werden immer fitter und viele sind wohlhabend. Die Klassikszene braucht sie. Aber die Zukunft gehört der Jugend. Das ist einfach eine biologische Tatsache. Ob man für dieses jüngere, neugierige Publikum neue Programmformen schafft oder es für entstaubte Opern und Konzerte begeistert – mehr noch als Geld sind aufregende Ideen gefordert und das Engagement großer Künstler. „Für die Jugend“, so hieß es schon 1932, „ist das Beste gerade gut genug.“